

## Karl von Stremayr.

(Geboren am 30. Oktober 1825, † am 22. Juni 1904.)

### Ein Gedenkblatt.

Ein Grazer Kind, hat Karl von Stremayr aus bescheidenen, ja dürftigen Verhältnissen heraus den Pfad gefunden, der ihn emporführte zu den höchsten Stellen im Staate. Ein langes Menschenleben liegt hinter ihm, auch an Geschicknissen. Acht Jahrzehnte sind an ihm vorbeigezogen und es war ihm vergönnt, in schöpferischer Weise tätig zu sein. Vieles von dem, was er geschaffen, hat dauernden Bestand. An der Ausgestaltung des politischen Lebens, wie es sich gegenwärtig vor unseren Augen abwickelt, hat er still, doch darum nicht minder bedeutungsvoll seine Hand mit im Spiele gehabt.

Stremayr's Jugendjahre fielen in die Zeit des Vormärz. Nach absolvierten Gymnasialstudien besuchte er die Vorlesungen der juridischen Fakultät. Nicht freudlos, aber hart waren seine Jugendjahre. Während er an der Universität studierte, hatte er eine Mutter und fünf Geschwister zu erhalten. Da hieß es also durch Stundengeben dem Haushalte Hilfsquellen eröffnen. Als er 1846 das Doktordiplom bekam, durfte er nicht lange über den zu wählenden Beruf nachdenken. Bei der Kammerprokuratorur suchte er sein Unterkommen; zu gleicher Zeit bereitete er sich für die Professorslaufbahn vor. In die Grabesruhe des öffentlichen Lebens drang von ferne her ein eigentümliches Knistern, die Nachrichten über den Bauernaufstand in Galizien gaben just in Beamtenkreisen Anlaß zu Erwägungen pessimistischer Art. Morsch war das alte Österreich geworden, der Staat verlangte nach neuen Stützen. Stremayr veröffentlichte in den Märztagen des Jahres 1848 eine politische Flugschrift, die aber wenig bemerkt wurde. Immerhin brachte ihm das Schriftchen reichen Segen, da die kluge und resolute Baronin Budenus, eine geborene Gräfin Batthyány, ihn unter ihren Schutz nahm. Sie war es, die den

jungen Stremayr dem biedern, bedächtigen Muchar empfahl, als es sich im April darum handelte, für das Frankfurter Parlament begabte Köpfe im Lande ausfindig zu machen. Muchar, der fleißige Historiograph, erfreute sich eines solchen Ansehens in Steiermark, daß er im Wege der „Grazer Zeitung“ Stremayr als Kandidaten für den Bezirk Kainberg, ohne Widerspruch befürchten zu müssen, aufstellen konnte. Stremayr begab sich nach Kainberg und hielt vor zahlreich herbeigeströmten Bauern eine zündende Rede. Der Ideengang, den er dabei entwickelte, bewegte sich in dem Geleise freiheitlicher Anschauungen. Wie alle jungen Leute in jener Zeit sparte er nicht mit Pathos und tief sinnigen historischen Reminiszenzen. Andächtig lauschten die biedern Bauern seinen Worten. Ob sie ihn verstanden haben, steht dahin, aber sie wählten ihn.

Im Mai trat Stremayr die Reise nach Frankfurt an. Über Nussee, Salzburg und München brachte ihn die schwere Postkutsche an das Ziel. Die Sitzungen des Vorparlaments machten ihn, der an Jahren einer der jüngsten war, bescheiden, beinahe zaghaft. Neben den großen Geistern, die sich aus allen Ecken des weiten römischen Reiches deutscher Nation eingefunden hatten, schien ihm vorsichtige Zurückhaltung das einzige Mittel, sich der andern würdig zu erweisen. Die Arndt, Reumer, Struve, Dahlmann, Uhland, die Brüder Grimm, Mohl, Mittermeier fesselten ihn durch den Zauber ihres Namens. Am 18. Mai eröffnete die Nationalversammlung ihre Sitzungen, tags darauf wurde Gagern zum Präsidenten gewählt. Mit Bewunderung blickte Stremayr zu Gagern empor und lauschte mit derselben Andacht wie kürzlich die Bauern in Kainberg auf ihn selber, dessen wuchtig dröhnender Rede. Groß war Stremayr's Freude, als am 29. Juni Erzherzog Johann mit erdrückender Majorität, 436 unter 548 Stimmen, zum deutschen Reichsverweser gewählt wurde. Rebenden Herzens gab Stremayr seine Stimme für den volkstümlichen Prinzen ab: in diesem Augenblicke erfüllte es ihn mit besonderer Genugthuung, ein Steirer zu sein. Wenige Tage später, am 11. Juli kam Erzherzog Johann im Triumphzuge durch Deutschland nach Frankfurt. Mit schwungvollen Worten wurde der Einzug des Erzherzogs gefeiert. Atemlose Stille trat ein, als er das Gelübde leistete, die ihm zugefallene Mission nach bestem Wissen und Gewissen erfüllen zu wollen.

Die Mitglieder des Frankfurter Parlaments schwelgten in Wonne und Begeisterung. In ihrem Jubel diktierten sie für den 6. August eine in allen deutschen Staaten abzuhaltende Parade-Ausrückung des Militärs; eine Proklamation des Erzherzogs

Johann sollte dabei verlesen werden, hierauf sollten die Truppen zum Zeichen der Huldigung ein dreimaliges Hurra ausbringen. In Wien entsprach Kriegsminister Latour dem Auftrage, in Berlin jedoch unterblieb die Ausrückung. Daß Preußen nicht gesonnen war von den Frankfurter Volksvertretern Befehle entgegenzunehmen, bewies ein Ausspruch Friedrich Wilhelm IV., der Mitte August, gelegentlich des Dombaufestes in Köln einer Deputation sagte: „Sie werden nicht vergessen, daß es in Deutschland Fürsten gibt und ich zu diesen gehöre!“ Dem Beispiele Preußens folgten bald die andern Staaten, es war daher alle Mühe, die sich die Volksvertreter gaben, an eine nutzlose Sache verschwendet. Keine der Regierungen zeigte auch nur die geringste Lust, den Gang der Beratungen irgendwie zu fördern, weil ja jeder Staat daheim viel wichtigere Dinge zu schlichten hatte. Preußen war in Anspruch genommen durch den Dänischen Feldzug, Oesterreich hatte vollauf zu tun mit den Wirren, die das Gefüge der Monarchie in Trümmer zu reißen drohten. In der kurzen Spanne Zeit vom März bis zum September 1848 war ein Chaos kreuz und quer laufender Fäden entstanden.

Für nüchterne Erwägungen, für besonnene Handlungen waren die bis zur Siedglut erhitzten Geister in jenen Tagen nicht zu haben. Sachliche Gegensätze wurden zu persönlichen Feinden ausgestaltet. Drastisch zeigte sich das Bedürfnis, den Gegner zu reizen, in dem Verfahren, welches der Abgeordnete für Ratibor, Fürst Felix Lichnowski gegenüber dem Führer der Radikalen, Robert Blum, beobachtete. Die Geschäftsordnung verlangte, daß jeder Redner seinen Namen laut ausrufen mußte, ehe er zur Debatte das Wort ergriff, eine Maßregel, die sich als notwendig erwiesen hatte, weil die Abgeordneten einander nur selten kannten. Blum erfreute sich des Vorzugs, ein Exterieur zu besitzen, welches unauslöschlich im Gedächtnisse haften blieb. Ihn wählte nun Lichnowski, der ein schlagfertiger Debatter war, zur Zielscheibe seiner kausischen Bemerkungen. Was immer Blum sagen mochte, stets hatte Lichnowski eine Antwort bereit, die auf der äußersten Linken Wut, auf der Rechten Gelächter hervorrief. Stereotyp schnarrte Lichnowski durch die Nase ein gedehntes: „Naa-men!“ in den Saal, wenn der bekannteste Mann des Parlaments Miene machte, eine Rede halten zu wollen. Naturgemäß machte sich Lichnowski dadurch nicht sonderlich beliebt in jenen Kreisen, denen Blum's Ausprüche als Orakel galten. Am 18. September wurde Lichnowski, der in Begleitung des preussischen Generals Auerswald dem Erzherzog Johann einen Besuch abstatten wollte, von einer Horde wüster Mordgesellen

mit Ärten niedergehauen. Tags darauf war er eine Leiche. Das Frankfurter Beispiel fand bald Nachahmung. Am 28. September fiel General Graf Lamberg in Pest als Opfer einer Straßentruppe, am 6. Oktober wurde in Wien der Minister Latour von gedungenen Strolchen ermordet.

Am 26. Oktober hielt Stremayr seine erste Rede im Hause. Er gab sich dabei als Großdeutscher, selbstverständlich sollte Österreich die Führung im Reiche übernehmen. Während er seinen Idealen Ausdruck gab, befand sich Robert Blum in Wien und sprach, freilich in anderer Weise, von Volksfreiheit und Völkerglück. Auf die Nachricht von Latours Ermordung war Blum nach der Donau geeilt, um den „heldenmütigen Bewohnern Wiens“ persönlich seine Hochachtung zu bezeigen. Am 17. Oktober mit Jubel empfangen, ging er mit Eifer an die Aufgabe, der Anarchie neue Impulse zu geben. Er hielt flammende Ansprachen, schrieb fanatisierende Zeitungsartikel, wurde Nationalgardist, trat endlich gar auch in den Ausschuss ein, der die Verteidigungsanstalten gegen die in Mähren mobilisierten Truppen zu leiten hatte. Als diese in weitem Umkreise die Stadt umschlossen, hielt es Blum für angezeigt, die ihm zugefallenen Ehrenstellen niederzulegen. Am 29. Oktober reichte er sein Gesuch um Entlassung ein.

Seit Wochen und Monaten war unablässig gesprochen worden von einem Feinde, der bald „Reaktion“, bald „Camarilla“ genannt wurde. Das schreckliche Gespenst hatte zwar keiner gesehen, doch daß es bei hellichtem Tage umherwandle, daran zweifelte niemand. Nun endlich nahm das Gespenst eine greifbare Form an, es zeigte sich den Zeitgenossen in der Gestalt des Fürsten Felix Schwarzenberg, der kurzerhand mit allen Errungenschaften des Freiheitsjahres aufräumte. Eines der ersten Opfer, das er hinrichten ließ, war Robert Blum. Mit jähem Ruck brachte Schwarzenberg die Bewegung zum Stillstande. Was seinen Vorgängern im Amte, Ficquelmont und Wessenberg an Tatkraft gefehlt hatte, Schwarzenberg ersetzte es reichlich durch drakonischen Übereifer.

Im April 1849 berief Schwarzenberg die österreichischen Vertreter aus Frankfurt ab. Als Stremayr seine Geburtsstadt betrat, fand er völlig veränderte Verhältnisse vor. Im Handumdrehen hatten sich die Menschen verwandelt. Die vor Jahresfrist nicht laut genug hatten schreien können, wagten jetzt kaum ein schüchternes Hüfteln. Ängstlich blickten die Passanten, um sich zu vergewissern, ob nicht etwa ein Polizist ihnen auf der Ferse sei. Ab und zu, wenn die Sache zu arg wurde, ballten die Geknechteten die Faust, aber fürsorglich nur in der Tasche, denn

Schwarzenberg verstand in solchen Dingen keinen Spaß. Das Beispiel des Wiener Magistrats nachahmend, ließ sich die Grazer Stadtvertretung die Ehre nicht nehmen, begeistert einzustimmen in den neuen Kurs und so ward denn 1850 für Schwarzenberg eine Dankadresse votiert. Stremayr's Studienkollege, der brave Rehbauer, geißelte diese Besinnungstüchtigkeit in scharfen Ausdrücken, er erreichte aber nur, daß man ihn mied.

Ironie des Schicksals war es, daß Stremayr, dessen Gemüt weich wie Wachs war, eine Stelle als Staatsanwalts-Substitut bei der Grazer Generalprokuratur annahm. Er, der keinen Menschen ein Haar krümen konnte, stand nun vor der Aufgabe, zu jedem der zahlreichen Paragraphen des Strafgesetzes einen Delinquenten ausfindig machen zu müssen. Als gewesener Abgeordneter von Frankfurt gehörte er zu den anrühmigen Elementen. Wollte er also den üblen Eindruck verwaschen, so mußte er sich bestreben, einen eigenartigen Pflichteifer zu zeigen. Der sicherste Weg, sich einen Namen zu machen, war eine reichhaltige Jahresbilanz. Die Tüchtigkeit eines Richters wurde gemessen an der Zahl der Strafmonate, die er diktiert hatte. Stremayr besaß nicht das Zeug zum Rekerichter, wohl aber sein Amtskollege Wasner, den er sich in dieser Richtung hätte zum Beispiel nehmen können. Nur um wenige Jahre älter als Stremayr, war Wasner 1850 nach Graz als Staatsanwalt versetzt worden. Gewesener Professor der Wiener Universität, bildete sich nun Wasner aus zum Spezialisten für jene Abschnitte des Strafgesetzbuches, welche den Titel „Von öffentlichen Aufrührern“ und „Von der Widersetzlichkeit gegen obrigkeitliche Personen“ führten. Als Mensch untadelhaften Charakters, höflich und liebenswürdig, gehörte Wasner zu jener zahlreichen Gruppe von Männern, die sich für berufen hielten, hintendrein dem Staat retten zu müssen. Der Hydra der Revolution waren 1849 die Köpfe abgeschlagen worden. Man traute aber dem Ungetüm nicht und so wurde es 1850 Sitte, der regungslosen Schlange auf den Schweif zu treten. Viel und oft durchquerte Wasner die stillen Täler des Landes, immer auf der Suche nach gefährlichen Subjekten. Bis in die Region der Almten erstreckten sich seine Forschungen nach revolutionär gesinnten Bauern. Emil Franzos, der damals als Student in Graz lebte, hat übrigens diesem regen Eifer ein literarisches Denkmal gesetzt.

Da Stremayr für diese Richtung gar kein Geschick besaß, blieb ihm die Demütigung nicht erspart, daß er durch 14 Jahre in der niedersten Gehaltsklasse sitzen blieb, während sein Kollege Wasner nicht nur rasch avancierte, sondern auch mit Ordensauszeichnungen bedacht wurde. Das Februarpatent vom Jahre

1861 brachte Stremayr in den Landesauschuß. Es kennzeichnet seine Sinnesart, daß er das Referat für Armenwesen und öffentliche Wohltätigkeit übernahm. Im übrigen wirkte er still weiter als Staatsanwalt beim Landesgerichte und als Prüfungskommissär an der Universität.

Stremayr war inzwischen 45 Jahre alt geworden. Unerwartet stellte sich nun das Glück ein, die Achtundvierziger gelangten plötzlich zu Macht und Ansehen. Das Jahr 1868 brachte das Bürgerministerium. Giskra, Stremayrs Freund seit den Frankfurter Tagen, nahm sich des Vergessenen an und berief ihn nach Wien. Zwei Jahre später war Giskra eine gestürzte Größe, Stremayr dagegen erhielt das Portefeuille für Kultus und Unterricht und auf diesem Platze behauptete er sich durch 9 Jahre, obschon während dieser Zeit dreimal das Kabinett gewechselt wurde. Die Machtfülle, die sich ihm nun bot, verwertete er in streng sachlicher Weise. Unbeirrt vom Streit der Parteien bahnte er auf dem Gebiete des Unterrichtswesens eine Reihe segensreicher Reformen an. Mit diplomatischer Geschmeidigkeit löste er gleich zu Beginn seiner Tätigkeit die Konkordatsfesseln, welche sich der Staat 1855 vom päpstlichen Stuhle hatte anlegen lassen. Ohne Kampf, ohne Gewalt, glatt und geräuschlos vollzog sich diese Tat. Nachdem so der Boden geebnet worden war, ging nun Stremayr daran, in der Bevölkerung das Bedürfnis nach Bildung, zu wecken. Der Dorfschullehrer von anno dazumal, der neben anderen Verrichtungen auch das Läuten der Kirchenglocken zu besorgen hatte, wurde auf das Aussterbe-Etat gesetzt und an dessen Stelle trat eine sachmännisch geschulte, berufsfreudige, unabhängige Lehrerschaft. Allerorts erhoben sich Schulhäuser. Nicht Häuser schlechtweg, sondern Paläste mit großen weiten Fenstern, auf daß Luft und Licht den lernenden Kindern im reichsten Ausmaße zuteil werde.

Das Gezänke der politischen Parteien darf uns nicht beirren in der Anerkennung, die dem großen Menschenfreunde zu zollen ist. Stremayr eröffnete der Monarchie ein Zeitalter der Vernunftfreiheit. Indem er die Bildung der Massen hob, gab er ihnen wertvolle Waffen für den schweren Kampf ums Dasein. Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben, ist jedem Kinde unverwehrt. Mit der zunehmenden Bildung stieg der Wohlstand in ungeahnter Weise. Stremayrs Todestag erinnert an eine Episode, die sich vor genau 50 Jahren in Graz zutrug. Schlichte Bauern aus Boisfern standen als Angeklagte vor Gericht wegen Hochverrat, begangen dadurch, daß einer unter ihnen, Konrad Deubler im Besitze einer Bibliothek angetroffen worden war. Wasner fuhr die Leute grimmig an: „Nicht eure Köpfe, eure Gehirne, eure Gedanken will der Staat, denn

die kann er nicht brauchen; wohl aber eure Hände, eure Schultern und Beine, denn die allein sind nützlich. Arbeiten sollt ihr, das Denken taugt nichts für euch, das besorgen schon andere Leute!“ Was damals bei Deubler strafbar erschien, gilt heute als Pflicht. Es dürfte kaum ein Dorf geben, das nicht eine Bauernbibliothek besäße und dabei werden die Bücher jaft den empfänglichsten Gemütern, den Kindern zum Lesen ausgefolgt. Beim Anblick der vielen Schulen, die in Dorf und Stadt, insbesondere in der Landeshauptstadt anzutreffen sind, kann man sich des Ausrufes nicht erwehren:

für Stremayr eine Gasse!

Ferdinand Strobl von Ravelberg.